

## Jesus – ein Mystiker?

Daniel Kosch, Zürich

Dass ich zugesagt habe, einen Beitrag\* zum Thema „Jesus – ein Mystiker“ zu verfassen, hat seinen Grund nicht darin, dass ich über besondere Kenntnisse zum Thema verfüge. Vielmehr hat es mich gereizt, dabei etwas zu lernen und gründlicher über die „spirituelle Dimension“ Jesu bzw. meines Jesusbildes nachzudenken. Auch verfüge ich nicht über eigene „mystische Erfahrungen“, sondern bin eher in nüchternen Disziplinen bewandert: Als Exeget habe ich mich vor allem mit historisch-kritischen Fragen befasst und mich besonders für sozialgeschichtliche Themen interessiert. Und als Kirchenmanager habe ich es seit rund acht Jahren schwerpunktmässig mit Finanzen, Strukturen, juristischen Themen – kurz mit der organisatorischen Au?enseite des kirchlichen Lebens zu tun.\*\*

Dass mich die Thematik dennoch angesprochen hat, ist wohl nicht zuletzt damit zu erklären, dass ich immer wieder auf der Suche bin nach einer Verwurzelung in einer spirituellen Praxis, in einem spürbaren Gottvertrauen, in einer lebendigen, nicht nur oder doch primär gedanklichen Verbundenheit mit Jesus und mit der biblischen Botschaft. Zudem bin ich je länger desto mehr überzeugt, dass persönliche und personal vermittelte und gestützte Glaubensgewissheit für die Zukunft der Kirchen und des Christentums in unserer individualisierten Gesellschaft unerlässlich ist. Allzu sehr habe ich bisher vielleicht auf Strukturreformen, auf Professionalität, auf Organisation gesetzt – und gelange mehr und mehr zur Überzeugung, dass die wirklich wichtigen Voraussetzungen für ein zukunftsfähiges Christentum sich nicht auf diesem Weg schaffen lassen – oder genauer gesagt: Dass ein glaubwürdiges und wirkungsvolles Kirchenmanagement ein tragfähiges spirituelles Fundament braucht.<sup>1</sup>

\* Der Beitrag geht zurück auf einen Studientag im Rahmen des Universitätslehrgangs „Spirituelle Theologie im interreligiösen Kontext“ am 8. Oktober 2009 in Luzern. Träger sind die Universität Salzburg, das Romero Haus Luzern und das Lassalle-Haus Bad Schönbrunn.

\*\* Daniel Kosch, Dr. theol., studierte in Chur, Rom und Freiburg/Schweiz Theologie. Er leitete 1992-2001 das Schweizerische Katholische Bibelwerk und ist seitdem Generalsekretär der Römisch-katholischen Zentralkonferenz der Schweiz ([www.rkz.ch](http://www.rkz.ch)).

<sup>1</sup> Vgl. dazu: Kosch, Daniel, *Demokratisch – solidarisch – unternehmerisch. Organisation, Finanzierung und Management in der katholischen Kirche in der Schweiz* (FVRR 19), Zürich 2007, 213f. 240-243.

## 1. Zugänge zum Stichwort „Mystik“

Das Stichwort „Mystik“ ist mir bisher etwa in folgenden Zusammenhängen begegnet:

In Karl Rahners berühmtem Diktum, „dass der Christ der Zukunft ein Mystiker sei oder nicht mehr sei“<sup>2</sup>, das er mit dem Hinweis präzisiert hat, dieser Satz sei sehr richtig,

„wenn man unter Mystik nicht seltsame parapsychologische Phänomene versteht, sondern eine echte, aus der Mitte der Existenz kommende Erfahrung Gottes. ... Nach der Schrift und richtig erfasster kirchlicher Lehre kommt nämlich die letzte Glaubensüberzeugung nicht bloß aus einer von außen kommenden lehrhaften Indoktrination, die von einer profanen oder kirchlichen Öffentlichkeit abgestützt wird, noch aus einer bloßen fundamentaltheologischen, rationalen Argumentation, sondern aus der Erfahrung Gottes, seines Geistes, seiner Freiheit, die aus dem Innersten der menschlichen Existenz aufbricht und da wirklich erfahren werden kann, auch wenn diese Erfahrung nicht adäquat reflektiert und verbal objektiviert werden kann.“

In der Formulierung von Johann Baptist Metz von der „Mystik der offenen Augen“ oder der „Mystik der Compassion“, welche sich nicht hinter dem Rücken der Opfer und der Leidenden mit Gott versöhnt, sondern Gottferne und das Schweigen Gottes aushält und Gottunmittelbarkeit und Gottesgegenwart nicht um den Preis der Ausblendung oder Verdrängung der Schrecken der Welt sucht und daher eine „Mystik des Leidens an Gott“ ist und aus dieser „Leidensempfindlichkeit“ heraus auch um die Verletzung der eigenen religiösen Gewissheiten durch das Unglück der anderen weiß.<sup>3</sup>

In Dorothee Sölle's Plädoyer für eine Demokratisierung der Mystik, die nicht nur einigen wenigen Auserwählten, sondern für alle zugänglich ist, die sich mit Haut und Haaren einlassen aufs Leben, auf die Mitmenschen, auf die Schöpfung, auf Leiden und Leidenschaft und schließlich auch auf den Tod.<sup>4</sup>

All diesen Autorinnen und Autoren gemeinsam ist das Plädoyer für ein Mystik-Verständnis, das den Begriff „Mystik“ nicht auf radikal außeralltägliche Erfahrungen „absoluter Leere“ oder „Präsenz des Göttlichen“ in der Meditation, „Visionen“, „Stimmen“, „Begegnungen“ mit Maria oder dem Auferstandenen, „Himmelsreisen“ oder „Extase“ beschränkt. So verstandene Mystik ist nicht „religiösen Virtuosen“ vorbehalten und wird nicht gegen gesellschaftliches Engagement und offene Augen für die Wirklichkeit ausgespielt, sondern demokratisiert sowie mit Engagement und Widerstand zusammen gedacht. Ein solcher Ansatz ist mir sehr sympathisch und scheint mir auch sehr biblisch zu sein. So heißt

2 Rahner, Karl, Elemente der Spiritualität in der Kirche der Zukunft, in: Schriften zur Theologie XIV, 368-381, Zitat 375f.

3 Metz, Johann Baptist, Memoria passionis. Ein provozierendes Gedächtnis in pluralistischer Gesellschaft, Freiburg 2006.

4 Sölle, Dorothee, Mystik und Widerstand. „Du stilles Geschrei“, Hamburg 1997.

es in der Bergpredigt: „Selig, die ein reines Herz haben, denn sie werden Gott schauen“ (Mt 5,8) oder „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen“ (Mt 6,20). Und in der Gotteserfahrung des Mose gehören der brennende Dornbusch, das Vernehmen der Stimme Gottes, die Aufmerksamkeit des „Ich bin da“ für die Schreie des unterdrückten Volkes und der Auszug aus Ägypten zusammen (Ex 3). Auch in traditioneller mystischer Literatur wird übrigens immer wieder betont, dass nicht die Intensität der Empfindung, auch nicht die visionäre Größenordnung oder andere Formen phänomenaler Außerordentlichkeit, sondern die Änderung des praktischen Lebens das Echtheits-Kriterium recht verstandener Mystik ist. Vielfach wird auch Wert darauf gelegt, dass der mystische Kontakt mit Gott allen Christinnen und Christen zugänglich ist.

Trotz eines breiten und offenen Mystik-Verständnisses schiene es mir jedoch problematisch, alles und jedes als „mystische Erfahrung“ zu etikettieren: Die Ergriffenheit beim Sonnenuntergang oder der religiöse Schauer beim Blick in die majestätische Alpenwelt, das Gefühl von unbesiegbar scheinendem Glaubensmut beim gemeinsamen Singen engagierter Kirchenlieder oder das Berührtsein von einem biblischen Text oder einem Gedicht. Wenn all das schon „Mystik“ sein soll, verliert der Begriff sein spezifisches Gewicht und wird zum Allerweltswort, ähnlich bedeutungslos wie „Spiritualität“ oder „Religiosität“. Hinzu kommt: Ein solches Mystikverständnis ist nicht nur anfällig für „religiösen Kitsch“, sondern auch für den Missbrauch. Naturmystik kann nationalistisch instrumentalisiert werden und begeisternde Hymnen gehören zum manipulativen Instrumentarium jeder Diktatur.

„Mystik“ möchte ich daher reservieren für Erfahrungen einer Gott-Unmittelbarkeit, die den Menschen voll in Beschlag nimmt und die ihn dazu bringt, seine ganze Existenz von dieser Erfahrung her zu verstehen und auf die mit dieser Erfahrung verbundene Erkenntnis des Wirkens und des Willens Gottes auszurichten.

Für solche Erfahrungen kann es – so „unerklärlich“, „geschenkhaft“, ja „gnadenhaft“ sie für die Betroffenen scheinen mögen – durchaus „natürliche“ Erklärungen geben, sei es auf der Basis der Naturwissenschaften, der Psychologie oder auch der Hirnforschung. Sie beziehen ihre Einzigartigkeit, ihre Kraft und ihre Glaubwürdigkeit nicht aus ihrem spektakulären und außeralltäglichen, bzw. „wunderbaren“ Charakter, sondern daraus, dass sie den Betroffenen das Leben und die Welt neu erschließen und sie ganz und gar in Beschlag nehmen.

Nur vor dem Hintergrund eines auf diese Art „präzisierten“ und „eingeschränkten“ Mystik-Begriffs macht die Frage überhaupt einen Sinn, ob und in welchem Sinn von Jesus als „Mystiker“ gesprochen werden kann und ob auch wir von eigenen mystischen Erfahrungen sprechen können – denn andernfalls würde die Behauptung, Jesus sei ein Mystiker gewesen oder die Christinnen und Christen der Zukunft müssten Mystikerinnen und Mystiker sein, letztlich banal.

## 2. Möglichkeiten und Grenzen der Rückfrage nach Jesu Gotteserfahrung

In der exegetischen und bibeltheologischen Literatur ist von „Jesus dem Mystiker“ kaum je die Rede.<sup>5</sup> Sehr viel verbreiteter ist die Rede von der Mystik des Apostels Paulus oder von der johanneischen Mystik. Die Gründe für diesen Sachverhalt sind mir nicht bekannt. Möglicher Weise liegt es an der einfachen und konkreten Rede Jesu von Gott, die z.B. nicht von der „Einheit“ Gottes mit Jesus spricht. Oder es liegt daran, dass Jesu „Einheit mit dem Vater“ nicht als Ergebnis „mystischer Erfahrung“, sondern als „sinnmässige Realität“ verstanden wird, die ihn als „Sohn Gottes“ von den Menschen unterscheidet und zum „Objekt“ mystischer Erfahrung macht, so dass er als „Subjekt“ mystischer Erfahrung gar nicht mehr in den Blick kommt. Es wäre wohl lohnend, den entsprechenden theologie- und forschungsgeschichtlichen Fragen näher nachzugehen. Aber der Sache nach wird die Thematik der „Mystik Jesu“ durchaus verhandelt, so etwa, wenn nach dem Wissen und Selbstbewusstsein Jesu, nach seinem Sohnesbewusstsein, nach seinem Sendungs- oder Absolutheitsanspruch und dessen historischen Wurzeln gefragt wird.

### 2.1. Unsere Situation als Leserinnen und Leser der Bibel

Vor einer inhaltlichen Auseinandersetzung mit der Frage nach der „Mystik Jesu“ ist es unerlässlich, uns bewusst zu machen, dass unser Zugang zu den Evangelien alles andere als „unmittelbar“ und „unbelastet“ ist, trennen uns doch bald 2000 Jahre von ihrer Entstehung. Was das materiell für unsere Thematik heißt, kann ich nur in Stichworten andeuten:

Unser Jesusbild ist geprägt von der Christologie und von der Frömmigkeitsgeschichte mit all ihren höchst unterschiedlichen Jesusbildern. Uns ist bewusst, dass man aus Jesus sehr viel Unterschiedliches „machen“ kann und auch gemacht hat:

- einen König – aber auch einen Armeute-Messias,
- einen Moralprediger – aber auch einen Befreier von Zwängen,
- einen Helden – aber auch einen, der gescheitert ist,
- einen frommen jüdischen Rabbi – aber auch einen, der die Grenzen des Judentums sprengte,
- einen Vertreter eines Absolutheitsanspruches – aber auch einen Vorreiter der Toleranz.

5 Eine aus meiner Sicht allerdings wenig überzeugende Ausnahme ist: Jaschke, Helmut, Jesus, der Mystiker, Mainz 2008.

Entsprechend kann man Jesus mehr politisch, mehr psychologisch, mehr soziologisch oder stärker geistesgeschichtlich einordnen. Jede Zeit, jede Strömung in- und z.T. auch außerhalb der Kirche hat ihr Jesusbild.

Während Religion und damit auch Gott und sein Wirken für die Menschen in biblischer Zeit gewissermaßen ein selbstverständlicher Bestandteil ihres Alltags war und sie keine Probleme hatten, sich ein direktes Eingreifen Gottes ins Leben der Menschen vorzustellen, haben die Aufklärung, die Religionskritik und die Naturwissenschaften dazu geführt, dass wir von einem solchen, unmittelbar handelnden Gott Abschied genommen haben. Gott ist damit in die Ferne gerückt.

Die Jesusgestalt, der Glaube an Gott und die biblischen Texte haben ihre Unschuld längst verloren. Wir wissen darum, dass tiefe Frömmigkeit mit unmenschlicher Grausamkeit verbunden sein kann. Wer mit offenen Augen lebt und glaubt, kommt nicht darum herum, Jesu Rede vom gütigen Gott, der mitten unter uns ist und der die Bitten seiner Kinder erhört, mit Auschwitz, aber auch mit den Millionen von Hungertoten in Afrika und anderswo zu konfrontieren.

Wenn wir uns mit biblischen Texten befassen, dürfen wir nicht hinter diese Erkenntnisse zurückgehen – sondern sind herausgefordert, einen Umgang mit ihnen zu entwickeln, der all dem Rechnung trägt.

## 2.2. Die Eigenart der verfügbaren Quellen

Zu diesem modernen, von der Aufklärung und vom historisch-kritischen Denken geprägten Umgang mit der Bibel gehört, dass wir uns der Eigenart der verfügbaren Quellen bewusst werden. Die synoptischen Evangelien, die uns für die Rückfrage nach Jesus als Hauptquellen zur Verfügung stehen, stammen bekanntlich aus der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts. Unabhängig von ihrer genauen Datierung und Lokalisierung erschließen sie uns demzufolge keinen unmittelbaren, sondern nur einen vermittelten und damit „gebrochenen“ Zugang zu Jesus. Die vorliegenden Texte sind durch fünf Transformationsprozesse von den historischen Begebenheiten und Erfahrungen getrennt. Es sind:

- Die Transformation der Erfahrungen Jesu in Sprache;
- die schon vorösterliche Aufnahme und Weitergabe der Taten und Worte Jesu durch Hörerinnen, Augenzeugen und Erzähler;
- die Zäsur von Tod und Auferstehung Jesu;
- die Neuinterpretation der Jesusworte und -geschichten in den ersten Gemeinden;
- der Redaktions- und Gestaltungswille der Verfasser oder Verfasserinnen der Evangelien.

Unser biblischer Zugang zu Jesus erfolgt aber nicht von Jesus her, sondern – gezwungener Maßen – von der uns zugänglichen Endgestalt der Evangelien her.

Deshalb sollen diese Transformationsprozesse vom Ende her aufgerollt werden – im Sinne einer Rückfrage von den verfügbaren Quellen her nach Jesus.

1. Die Evangelien in ihrer vorliegenden Gestalt verdanken sich dem literarischen und theologischen Gestaltungswillen jener Personen oder Kreise, die sie verfasst bzw. redigiert haben. Sie bezeugen also zunächst einmal den Glauben, das Welt- und Gottesbild ihrer Verfasser.

2. In die mündlichen und schriftlichen Quellen, die ihnen zur Verfügung standen, sind die Erfahrungen der ersten messiasgläubigen Gemeinden eingeflossen: Ihre Konflikte und Auseinandersetzungen mit der Umwelt, ihre eigenen Erfahrungen im Leben mit den Jesusworten und Jesusgeschichten, ihre Verarbeitung der damit verbundenen Diskussionen, Suchbewegungen, Gebete, Handlungen, Gedanken und Gefühle.

3. Zwischen diesen urchristlichen Zeugnissen und den Erfahrungen und der Verkündigung Jesu steht die Zäsur, die wir als „Tod und Auferweckung Jesu“ bezeichnen. Wie auch immer diese Zäsur näherhin zu verstehen ist: Jesu Leben steht ihnen als Ganzheit, als abgeschlossenes Ereignis der Vergangenheit gegenüber. Was Jesus selbst mit und aus seinen Erfahrungen, seinen Worten und Taten machte, ist nicht mehr zukunfts offen und es ist daher möglich, darauf als Ganzes zurück zu blicken. Wie sehr dies das Verständnis auch der einzelnen Worte und Taten Jesu beeinflusst, wird spätestens dann deutlich, wenn wir uns vor Augen halten, dass Jesu Leben auch ganz anders hätte ausgehen können: Wie anders wäre der Rückblick auf Jesu Worte z.B. ausgefallen, hätte er die Option eines gewaltsamen Aufstandes gegen die römische Besatzungsmacht gewählt, hätte er resigniert und sich in ein privates Leben in seinem Heimatdorf Nazaret zurückgezogen oder wäre er als großwahnsinniger Prediger alt geworden. Aber auch, wenn Jesu Wirkungsgeschichte anders verlaufen wäre, hätten seine Worte einen anderen Klang: Wenn es keinen Neuaufbruch gegeben hätte, sondern die fliehenden Jünger und die erschreckten Frauen zu ihren Fischernetzen und ihre Dorfgemeinschaften heimgekehrt wären, oder wenn die messianische Erneuerungsbewegung den Rahmen des Judentums nicht so rasch gesprengt und Menschen im gesamten römischen Reich erfasst hätte.

Das neutestamentliche Zeugnis aber gibt zu verstehen, dass Menschen nach Jesu Tod nicht nur die Erfahrung gemacht haben, dass in seinen Worten und im Weitererzählen seiner Taten eine Kraft steckt, die dem Leben Sinn und Orientierung gibt und Not überwinden hilft, sondern dass in seiner Person und in der Erfahrung seiner bleibenden Gegenwart Gott selbst so eindeutig und einmalig klar zum Zuge kommt, dass sie zur Überzeugung gelangten: Dieser Mensch war Gottes Sohn und wer in seinem Geist und aus seinem Geist lebt, macht selbst die Erfahrung, dass Gott ihn zum Leben in seiner Gegenwart befreit. Diese Ostererfahrungen veranlassten Menschen, ihr Leben ganz von Jesus her zu verstehen, es auf ihn hin auszurichten und die überkommenen Muster von Stand, Geschlecht und religiöser Herkunft hinter sich zu lassen. Wie auch immer die Ostererfah-

rungen im einzelnen beschrieben und verstanden werden müssen – es handelt sich dabei gemäß unserer „Arbeitsdefinition“ um „mystische Erfahrungen“, welche die Menschen alles – auch Jesus selbst – in einem neuen Licht sehen ließen.

4. Aber nicht erst mit Ostern, sondern schon vorher ist mit Transformationsprozessen der Jesusüberlieferung zu rechnen. Es gibt von Jesus keinen „Originalton“. Alles, was wir von ihm wissen, haben wir aus zweiter oder dritter Hand: Von Hörern und Augenzeuginnen. Alle Jesusworte sind Zitate von Menschen, die aus dem Gehörten und Erlebten ausgewählt, es weiter erzählt oder erst in Worte gefasst haben. Das gilt nicht nur für die Gleichnisse oder die Wundererzählungen, sondern auch für seine Taufe, die Versuchungserzählung, die Verklärung, die Leidensankündigung, die Worte am Kreuz. Das unterscheidet unsere Kenntnis von Jesus fundamental von der Kenntnis anderer wichtiger Gestalten der christlichen Mystik: Von Paulus, der Briefe schrieb, von Ignatius von Loyola, der z.B. das Exerzitienbüchlein hinterlassen hat, von Teresa von Avila, die ein umfangreiches Schrifttum mit z.T. autobiografischen Zügen verfasst hat, von Dag Hammarskjöld, dessen Tagebuchaufzeichnungen erhalten sind.

5. Haben wir in unseren bisherigen Überlegungen von zumindest hypothetisch rekonstruierbaren Transformationsprozessen gesprochen, die zwischen den uns vorliegenden Evangelientexten und den historischen Worten und Taten Jesu liegen und die uns von einer vorschnellen Gleichsetzung der biblischen Texte mit dem, wovon sie erzählen, warnen, so ist der letzte bzw. chronologisch erste Transformationsprozess qualitativ anderer Art, handelt es sich doch um die Transformation von Erfahrung in Sprache. Schon dort, wo es sich um die Versprachlichung von alltäglichen, dinglichen Phänomenen handelt, wirft dieser Übergang sehr viele Fragen auf. So ist es, um nur ein Beispiel zu machen, keineswegs dasselbe, ob ich sage: „Das ist ein Küchenmesser“, oder: „Das ist ein Haushaltgegenstand“, oder: „Dieses Ding hat mich 29 Franken gekostet“, oder: „Damit könnte ich Dir eine schwere Verletzung zufügen, dich vielleicht sogar umbringen“. Immer spreche ich vom gleichen Gegenstand, aber je nachdem, wie ich ihn beschreibe, bewerte ich ihn anders und rücke ihn in ein anderes Licht. Der Schriftsteller Reinhard Jirgl<sup>6</sup> formuliert dies so:

„Jedes Erleben einer Erstmaligkeit ist vorsprachlich. Das Verschriftlichen dieser Vorsprachlichkeit, einem Grundzug unserer Kultur gemäß, verleiht der mit jedem Erlebnis verbundenen Emotionalität einen kommunizierbaren Ausdruck; das Vorsprachliche geht über in verschriftlichte Erfahrung. Ein ursprünglich singuläres Erleben wird kollektiv – ein Erleben in der zweiten Potenz. Das Selbst ist dabei das erste Studienobjekt.“

6 Jirgl, Reinhard, Schreiben als Selbstversuch, Neue Zürcher Zeitung vom 4. Juli 2009.

Und von der „Erfahrung Gottes, seines Geistes, seiner Freiheit“ sagt Karl Rahner<sup>7</sup>, dass sie „aus dem Innersten der menschlichen Existenz aufbricht und da wirklich erfahren werden kann, auch wenn diese Erfahrung nicht adäquat reflektiert und verbal objektiviert werden kann“.

### 2.3. *Versprachlichung außeralltäglicher Phänomene*

Noch viel komplexer wird es mit einer Beschreibung eines außeralltäglichen Phänomens, wie sie z.B. in Mk 1,9-11 vorliegt:

„In jenen Tagen kam Jesus aus Nazaret in Galiläa und ließ sich von Johannes im Jordan taufen. Und als er aus dem Wasser stieg, sah er, dass der Himmel sich öffnete und der Geist wie eine Taube auf ihn herabkam. Und eine Stimme aus dem Himmel sprach: Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Gefallen gefunden.“

Zunächst möchte ein neugieriger Leser vielleicht wissen: Woher weiß der Autor des Textes dies? Hat Jesus es selbst erzählt? War es also ein Geschehen, das nur Jesus selbst zugänglich war? – Der Evangelist Markus scheint dies jedenfalls vorauszusetzen, denn sonst hätte er direkt sagen können, dass der Himmel sich geöffnet habe. Wenn es tatsächlich so ist, dass nur „er“ es sah, scheidet ein vordergründig „wörtliches“ Verständnis aus, denn eine Taube hätten alle, die Zeuginnen und Zeugen der Taufe Jesu waren, auf ihn herabschweben sehen. Und wäre die Stimme aus dem Himmel, die Jesus als „meinen geliebten Sohn“ bezeichnet, für alle hörbar gewesen, wäre die Frage „Wer ist dieser?“, die das gesamte Evangelium durchzieht, samt dem damit verbundenen Geheimhaltungsmotiv des so genannten „Messiasgeheimnisses“ hinfällig. So aber, wie Markus den Vorgang erzählt, hört nur Jesus diese Stimme, und indem er die Begebenheit den Leserinnen und Lesern des Evangeliums erzählt, vermittelt er ihnen ein Wissen, das sie allen anderen Gestalten des Evangeliums zunächst voraus haben – bis nach der Kreuzigung, als der römische Hauptmann (ausgerechnet ein Nichtjude und an der Hinrichtung Jesu Beteiligter!) es öffentlich ausspricht: „Wahrlich, dieser Mann war Gottes Sohn.“ (Mk 15,39).

Nehmen wir also einmal an, es handle sich bei diesem Text um den Bericht über eine Taufvision Jesu, die dieser zu einem späteren Zeitpunkt weitererzählt hätte: „Ich sah, dass der Himmel sich öffnete und der Geist wie eine Taube auf mich herabkam“. Dann wäre für ihr rechtes Verständnis nicht nur in Betracht zu ziehen, was wir bibeltheologisch und religionsgeschichtlich über den „Himmel“ und die „Taube“ wissen, nämlich dass „Himmel“ im Judentum eine Umschreibung für den unaussprechlichen Gottesnamen des „Ich bin da“ (Ex 3,14) ist, und dass es sich bei der Taube um ein Symbol der Liebesgöttin und der göttlichen Weisheit handelt. Ebenso wäre zu bedenken, dass „Sohnschaft“ im hebräischen

7 Rahner (Anm. 2), 376.

Denken eine Beziehungswirklichkeit ist und „Sohn Gottes“ demzufolge jener Mensch, dessen Existenz ganz und gar von Gott her bestimmt und auf Gott bezogen ist. Zudem müsste bedacht werden, dass die Verben „sehen“, „aufreiß“, „herabkommen“ und „hören“ keineswegs in ihrem alltäglichen Sinn gemeint sein können. Vielmehr handelt es sich um eine Visionserzählung, um einen Versuch, mit Hilfe verfügbarer Sprachtraditionen und Erzählmittel die Erfahrung zur Sprache zu bringen, dass Jesus sich in einzigartiger Art von Gott her geliebt und angenommen und auf ihn bezogen weiß. In einer solchen Visionsschilderung kommen also gewissermaßen „von unten her“ verfügbare Bilder und Erzählmöglichkeiten“ und „von oben“ eine vorsprachliche Erfahrung zusammen. Selbst wenn wir also mit größter Sicherheit wüssten (z.B. durch eine authentische Tonbandaufzeichnung), dass diese Visionsschilderung von Jesus selbst stammt, bliebe eine letztlich unüberbrückbare Distanz zwischen der Erfahrung Jesu und der sprachlichen Form, in die diese gekleidet ist. Daran vermöchte auch die allergrößte exegetische und interpretatorische Anstrengung nichts zu ändern: Die innere Wirklichkeit und eigentliche Erfahrung Jesu (und jedes anderen Menschen) bleibt letztlich unzugänglich – verfügbar ist uns nur ihre sprachliche Formulierung, die immer schon Interpretation ist.

Daran vermögen auch kulturanthropologische Konzepte und Forschungen der kulturvergleichenden Psychologie nichts zu ändern, die aufzeigen, dass veränderte Bewusstseinszustände (*altered state of consciousness*) in der mediterranen Kultur als „normal“ und „natürlich“ angesehen werden. Denn auch wenn man davon ausgeht, dass es für Jesus und seine Zeit „normal“ war, Visionen zu haben oder mit Engeln und Dämonen im Kontakt zu sein, bleibt es dabei, dass eine Erzählung oder Versprachlichung solcher Erfahrungen die „Erfahrung“ mit vorgegebenen inhaltlichen oder sprachlichen Deutungsmustern verknüpfen muss und dass eine solche Verknüpfung letztlich unüberprüfbar ist. Eindrückliche Beispiele für diesen Sachverhalt bieten die Evangelien selbst, z.B. wenn Jesus aufgrund seiner Dämonenaustreibungen unterstellt wird, er tue dies mit Hilfe von Beelzebul, während er selbst beansprucht, er treibe sie „durch den Finger Gottes“ aus (Lk 11,14ff.) oder wenn Besessene Jesus zuerst zurückweisen, weil sie (bzw. „ihre Dämonen“) sich bedroht fühlen, während er die Absicht hat, sie zu befreien. Dennoch ist der Hinweis auf die verbreitete Annahme, veränderte Bewusstseinsereignisse seien „normal“, wichtig, weil sie uns davor warnen kann, unser rational-aufgeklärtes Weltbild als das „einzig wahre“ anzusehen – und uns davor schützen kann, entsprechende Berichte vorschnell als „nachträgliche Mythologisierungen“ abzutun.

#### 2.4. Erste Schlussfolgerungen

Man könnte von diesen vielleicht überkritisch wirkenden exegetischen Befunden im Sinne einer fundamentalen historischen oder erkenntnistheoretischen Skepsis Gebrauch machen und daraus den Schluss ziehen, die Frage nach der Mystik Jesu sei letztlich unbeantwortbar und weitere Bemühungen um die Thematik letztlich sinnlos. Aber es ist auch ein entgegengesetzter Schluss möglich: Letztlich sei es gar nicht so entscheidend, welche Interpretationen und Versprachlichungen der Erfahrungen Jesu von ihm selbst und welche erst von Frauen und Männern stammen, die seinen Glauben und ihren eigenen Glauben mit Hilfe der ihnen zur Verfügung stehenden Mittel zum Ausdruck brachten. Vielmehr könne man sich mit Vertrauen auf die biblischen Texte einlassen, weil auch die späteren Zeuginnen und Zeugen letztlich nichts anderes wollten, als den ureigenen Richtungssinn und die ureigene Erschließungskraft der Worte, der Taten und des Schicksals Jesu für das Leben im Vertrauen auf den Gott Jesu zur Sprache zu bringen. Dieser zweite Weg wird im Weiteren verfolgt.

Aber bei allem Vertrauen darauf, dass die Evangelien trotz der vorausgegangenen Transformationsprozesse die Intention und den Grundimpuls des Wirkens und der Verkündigung Jesu aufbewahrt haben, gilt es, die Tatsache nicht aus den Augen zu verlieren, dass gerade dort, wo es um Gotteserfahrung geht, jede Sprache – auch jene der Bibel und die Sprache Jesu selbst – an Grenzen kommt, ins Stammeln und letztlich ins wortlose Schweigen führt. Und vielleicht noch wichtiger ist es für uns, zu bedenken, dass es Menschen des 21. Jahrhunderts nach der Aufklärung, aber auch angesichts all dessen, was das Stichwort „Auschwitz“ anspricht, noch unmöglicher ist als es schon für die Menschen in biblischer Zeit war, von Gottes Nähe und grenzenloser Güte zu sprechen, ohne dabei auch sein untätiges Schweigen und die missbräuchliche Inanspruchnahme seines Namens für unmenschliche Grausamkeiten mit zu bedenken. Denn was für die Theologie insgesamt gilt, muss auch für eine Auseinandersetzung mit der „Mystik Jesu“ gelten. Glaubwürdig und intellektuell wie existenziell redlich ist sie nur, wenn sie vom Zeitindex „nach Auschwitz“ geprägt ist und sich nicht hinter dem Rücken der Opfer mit dem schweigenden und untätig zuschauenden Gott und Vater Jesu versöhnt.

#### 3. Spuren der „Mystik Jesu“

Nach diesen Vorüberlegungen wende ich mich nun der inhaltlichen Suche nach der „Mystik Jesu“ zu. Ich tue dies unter folgenden Voraussetzungen:

Einen unmittelbaren Zugang zur Gottesbeziehung oder zur Gotteserfahrung Jesu haben wir nicht. Was uns zur Verfügung steht, sind die historisch-kritisch

rekonstruierte Verkündigung Jesu, seine Praxis, sein Lebensweg, seine Wirkung und seine Wirkungsgeschichte.

Dietrich Bonhoeffer hat in seinen Gefängnisbriefen „Widerstand und Ergebung“ einmal notiert, es gelte, die Frage nach Gott nicht von den Rändern des Lebens, sondern von seiner Mitte her zu stellen<sup>8</sup>:

„Ich möchte von Gott nicht an den Grenzen, sondern in der Mitte ... sprechen. An den Grenzen scheint es mir besser, zu schweigen und das Unlösbare ungelöst zu lassen. .... Das ‚Jenseits‘ Gottes ist nicht das Jenseits unseres Erkenntnisvermögens! Die erkenntnistheoretische Transzendenz hat mit der Transzendenz Gottes nichts zu tun. Gott ist mitten in unserm Leben jenseitig.“

„Nicht erst an den Grenzen unserer Möglichkeiten, sondern mitten im Leben muss Gott erkannt werden.“

Dieser Gedanke scheint mir auch bezüglich der Suche nach Spuren der Mystik Jesu beherzigenswert zu sein. Es kann dabei nicht darum gehen, Jesus beim einsamen Gebet zu seinem Abba-Gott zu belauschen, ihm in die Wüste der Versuchung nachzufolgen oder in die geheimnisvolle Verklärungserzählung eindringen zu wollen. Das wäre nicht nur historisch mit größten Schwierigkeiten verbunden und daher höchst spekulativ, sondern gewissermassen „theologisch indiskret“, würden wir damit doch in Bereiche vorzudringen suchen, zu denen das biblische Zeugnis wohl aus gutem Grund schweigt. Auch Jesus selbst hat sich, soweit wir das ersehen können, kaum je auf ein „mystisches Spezialwissen“ berufen – im Gegenteil: Seine einfache und konkrete Rede von Gott knüpft an Erfahrungen und Phänomene an, die allen zugänglich sind. Da geht es um die Lilien auf dem Felde und um Samenkörner, um Hunger und darum, dass im Regen alle nass werden, seien sie nun gerecht oder ungerecht, um verlorene Münzen und wieder gefundene Schafe.

### 3.1. *Der Glaube Jesu*

Das Glaubensbekenntnis der Kirche spricht von Jesus als „wahrem Gott“ und „wahrem Menschen“ und bezeichnet ihn als menschengewordenen Gottessohn. Dieses Bekenntnis wirft die Frage nach der „Psychologie“ bzw. nach dem „Glauben“ Jesu auf. Was und wie wusste Jesus von seiner Gottessohnschaft? In welchem Sinne stand Gott Jesus immer vor Augen? In welchem Sinne kannte und interpretierte Jesus seinen Sendungsauftrag, die Welt durch seinen Tod am Kreuz zu erlösen? Die dogmatischen Fragen rund um dieses Wissen und Selbstbewusstsein Jesu sind komplex. Vom biblischen Zeugnis her, an dem auch die

8 Bonhoeffer, Dietrich, *Widerstand und Ergebung, Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft*, Gütersloh 1998, 407f. 455.

christliche Dogmatik Maß nehmen muss, lassen sich folgende Feststellungen machen:

1. Jesus war ein „ganz normaler Mensch“, der mit den Grenzen der *condition humaine* konfrontiert war wie wir alle auch. Er kannte Hunger und Durst. Der Wein, den er mit seinen Freundinnen und Freunden trank, wird auch bei ihm seine Wirkung nicht verfehlt haben. Manchmal war er müde und Gefühle wie Zorn und Trauer, Zuneigung und Enttäuschung, Freude oder Angst waren ihm nicht fremd.

2. Jesus war ein „freier Mensch“ - und die ganze Jesusgeschichte verlöre ihren Sinn, wäre er eine Art „Übermensch“ oder gar eine „Marionette Gottes“ gewesen, die lediglich die ihr im Drehbuch des göttlichen Heilplans zugedachte Rolle spielte. Der urchristliche Hymnus, den Paulus im Philipperbrief zitiert, sagt von ihm: „Er war gehorsam – bis zum Tod am Kreuz“. Sein Weg war ein echter Glaubensweg, auf dem er Schritt für Schritt den Willen Gottes für sich entdecken musste. Der Brief an die Hebräer (der gleichzeitig eine sehr „hohe Christologie“ entfaltet), spricht von Jesus als „Urheber und Vollender des Glaubens“ (12,2), betont, dass auch er in Versuchung geführt wurde (2,10) und erzählt:

„Als er auf Erden lebte, hat er mit lautem Schreien und unter Tränen Gebete und Bitten vor den gebracht, der ihn aus dem Tod retten konnte, und er ist erhört und aus seiner Angst befreit worden. Obwohl er der Sohn war, hat er durch Leiden den Gehorsam gelernt; zur Vollendung gelangt, ist er für alle, die ihm gehorchen, zum Urheber des ewigen Heils geworden und wurde von Gott angeredet als ‚Hoherpriester nach der Ordnung Melchisedeks‘.“ (5,7-10)

3. Jesus war im Laufe seines Wirkens mit unterschiedlichsten Reaktionen konfrontiert: Mit Menschen, die ihm nachfolgten und vertrauten, mit Zuhörerinnen und Zuhörern, die sich in seinen Bann ziehen ließen, mit Frauen und Männern, die aus der Begegnung mit ihm Kraft schöpften, ja die sich von ihm geheilt und befreit wussten, mit Erwartungen, er sei ein Prophet oder gar der verheißene Messias, aber auch mit dem Unverständnis seiner Familie, mit Konflikten und bedrohlichen Auseinandersetzungen, mit Misstrauen und Verdächtigungen, er stünde mit dem Teufel im Bund. Manche Menschen, die er gerne für seine Botschaft vom Reich Gottes gewonnen hätte, ließen sich nicht überzeugen, dafür alles aufzugeben, und andere, die ihm eine Zeitlang nachgefolgt waren, wandten sich enttäuscht ab, weil ihre Erwartungen sich nicht erfüllten. Es ist schwer vorstellbar, dass Jesu Beziehung zu Gott und sein Vertrauen in Gottes grenzenlose Nähe von all dem völlig unberührt blieben.

4. Gott und sein Wille standen Jesus nicht allzeit klar und eindeutig vor Augen. Er hat im Laufe seines Lebens immer neu glauben gelernt und einen echten

Glaubensweg zurückgelegt.<sup>9</sup> Wenn das Evangelium erzählt, dass er in manchen Orten keine Wunder vollbringen konnte, heißt das, dass ihm seine heilenden Kräfte nicht allzeit zur Verfügung standen, dass seine Heilkraft „Macht in Beziehung“ und Jesus damit auf so etwas wie „Resonanz“ angewiesen war. Er war nicht einsamer göttlicher Held, sondern Offenbarung beziehungshafter Macht. Und dass er der syrophönizischen Frau zunächst eine schrofte Absage erteilte und erst im zweiten Anlauf ihre Bitte erfüllte, zeigt, dass sich sein Gottesbild in Auseinandersetzung mit anderen Menschen entwickelte. Auch in Bezug auf sich selbst und seine Sendung hat sich Jesu Erwartung wohl entwickelt – von einer zuversichtlichen Hoffnung auf den endgültigen Sieg der Königsherrschaft Gottes über die Überzeugung, dass es irdisch nur in Gestalt winziger Senfkörner zu haben ist, bis hin zur Gewissheit, dass die Treue zu seiner Vision von ihm den Preis des Lebens und des Leides verlangen würde – eine Gewissheit, von der das Evangelium erzählt, er habe noch in den Stunden unmittelbar vor seinem Tod darum gerungen.

5. Diese Beobachtungen zum Glauben Jesu sind für die Spurensuche nach seiner Mystik, nach den Quellen, aus denen dieser Glaube lebte, in zweifacher Hinsicht von Bedeutung:

Auch für Jesus blieb Gott unaussprechliches Geheimnis, das sich dem Zugriff entzieht, das nicht einfach „zu haben“ ist, zu dem er, auch wenn dieser Gott sein ganzes Leben erfüllte, unterwegs blieb. Auch für Jesus war Gott „miten im Leben jenseitig“, keineswegs immer nahe. Auch für Jesus blieb die Frage „Wo ist Gott?“ angesichts der Erfahrungen von Armut, Krankheit, Not, Elend und Tod eine echte Frage. Das Dunkel, das Schweigen, die Abgründe des Lebens blieben ihm nicht erspart. All dies darf in einer Rede von Jesu „Mystik“ oder durch ein einseitiges Reden von grenzenlosem Vertrauen, von Licht, von Ergriffen- oder Durchflutet-Sein von Gottes liebender Gegenwart nicht überstrahlt und damit ausgeblendet und unsichtbar gemacht werden. Mit Johann Baptist Metz könnte man sagen, dass Jesu Mystik und Gottesverkündigung „leidens-empfindlich“ war.

Aber gerade angesichts dieses Befundes stellt sich auch die Gegen-Frage um so drängender, woher Jesus mitten in einer Welt, die vom Reich Gottes ebenso weit entfernt war wie die unsere, die Gewissheit und die Vollmacht nahm, die ihn ermächtigte, die Armen selig zu preisen, den Besessenen die Freiheit Gottes erfahrbar zu machen, selbst in den Feinden Gottes geliebte Söhne und Töchter zu sehen und zu lieben, mit den Zöllnern und Dirnen das Mahl der Versöhnung und der Vergebung zu feiern und vom Reich Gottes als einem Schatz im Acker zu erzählen, für den es sich lohnt, alles aufzugeben: Familie und Sicherheit, Besitz und Ansehen – und am Ende gar das eigene Leben.

9 Bruners, Wilhem, Wie Jesus glauben lernte, Freiburg 1988; Ders., Was Jesus von Nazareth wollte oder das Erbe des Jona (Wiener Vorlesungen im Rathaus 85), Wien 2002.

So stellt uns gerade eine Auseinandersetzung mit dem Glauben Jesu vor ein Paradox: Je „unmystischer“, je „alltäglicher“ und „realistischer“ wir uns den Glauben Jesu vorstellen, desto drängender, ja zwingender legt sich der Schluss nahe, dass Jesus in dem Sinne ein „Mystiker“ war, dass er einen Zugang zu Gott als Geheimnis und Freund des Lebens hatte, der es ihm ermöglichte, als Bote und Werkzeug, ja geradezu als Verkörperung von Gottes Herrschaft zu leben und ihre Gegenwart „mitten unter uns“ für andere erfahrbar zu machen.

Wenn es in den Evangelien mehrfach heißt: „Bittet, dann wird euch gegeben; sucht, dann werdet ihr finden; klopft an, dann wird euch aufgetan. Denn wer bittet, der empfängt; wer sucht, der findet, und wer anklopft, dem wird geöffnet“ (Mk 11,24; Mt 7,7f; Lk 11,9f), dann dürfen wir dies auch als Ausdruck der Erfahrung Jesu lesen und verstehen, zu der beides gehörte: Suchen – und finden, bitten – und empfangen, anklopfen – und erfahren, dass die Tür bereits offen steht.

Was spirituelle oder mystische Erfahrungen generell ausmacht, dürfen und müssen wir erst recht für Jesus annehmen<sup>10</sup>:

„Die Entdeckung, dass die göttliche Mitte und die eigene Personmitte zusammenfallen. Der spirituelle Weg mündet in einen Einklang des menschlichen Bewusstseins mit dem göttlichen Bewusstsein. ... Er schenkt die glückhafte Sicherheit, dass wir – unser Suchen, Wollen, Entscheiden – in Gott und seinem Suchen, Wollen, Entscheiden geborgen sind. Dass wir uns nicht mehr davon abzuheben brauchen. Dass unser Ureigenes hier beginnt.“

### 3.2. „ ... dann ist doch das Reich Gottes schon zu euch gekommen“ (Lk 11,20)

Im Anschluss an die bisherigen Überlegungen soll nun in Texten, die zur unbestrittenen Mitte der Botschaft und Praxis Jesu gehören, nach Spuren und Quellen der „Mystik“, also der „cognitio Dei experimentalis“ Jesu gefragt werden. Obwohl das zu einer im Detail letztlich willkürlichen Auswahl führt, tue ich dies anhand von vier exemplarischen Traditionen:

- Die Seligpreisungen der Bergpredigt stehen für Jesu Verkündigung der nahe herbei gekommenen Gottesherrschaft und für seine Option für die Armen und Benachteiligten.
- Die Gleichnisse vom Senfkorn und vom Schatz im Acker stehen für die von Jesus bevorzugte Form, in Gleichnissen und Metaphern von Gottes überraschender und herausfordernder Nähe zu sprechen.
- Das Wort „Wenn ich mit dem Finger Gottes Dämonen austreibe, dann ist doch das Reich Gottes schon zu euch gekommen“ (Lk 11,20//Mt 12,28) nimmt Bezug auf Jesu Heilungen und Dämonenbannungen.

<sup>10</sup> Wild, Peter, in: Fietzek, Petra/Wild, Peter, *Aus Heimweh nach mir. Suchbewegungen*, Ostfildern 2008, 14f.

- Und der Schrei des sterbenden Jesus, der den abwesenden Gott selbst in der Stunde seines verlassenen Todes nicht loslässt, steht für Jesu Weg ans Kreuz, der für die Entstehung des Glaubens an Jesus als gekreuzigten und auferstandenen Herrn, in dem Gott den Menschen näher gekommen ist als je zuvor, von großer Bedeutung ist.
- Dass man viele weitere Texte berücksichtigen könnte und müsste, versteht sich von selbst.

### *Glückwünsche an die Gescheiterten*

Die Seligpreisungen der Armen, der Weinenden und der Hungernden eröffnen die programmatische Rede Jesu, von der sowohl Mt (5-7) als auch Lk (6,20-49) berichten:

Selig die Armen; denn ihnen gehört das Reich Gottes.  
 Selig die hungern; denn sie werden gesättigt werden.  
 Selig die Trauernden; denn sie werden getröstet werden.

Diese Glückwünsche an Gescheiterte haben zwei charakteristische Merkmale. Das erste hat der jüdische Jesusforscher David Flusser so formuliert<sup>11</sup>:

Jesus „ist der einzige uns bekannte antike Jude, der nicht nur verkündet hat, dass man am Rand der Endzeit steht, sondern gleichzeitig, dass die neue Zeit des Heils schon begonnen hat. Das Durchbrechen des Königreichs Gottes bedeutet seine Ausbreitung unter den Menschen“.

Die zweite Charakteristik der Seligpreisungen betrifft die Adressaten: Es sind die Armen, die Hungernden und die Trauernden, denen die Gottesherrschaft zugesprochen wird – also jenen, die man als Empfänger einer solchen Botschaft am wenigsten erwarten würde.

Sowohl die Aussage von der Gegenwart der Gottesherrschaft als auch ihre Zusage an die Adresse der Armen widersprechen der Logik der Empirie: Palästina untersteht der Herrschaft des Imperium Romanum und den Gesetzen, die für ein besetztes Land gelten, in dem ein Großteil der Bevölkerung in prekären Verhältnissen lebt – und die Armen sind dieser Realität besonders ausgeliefert, bekommen sie besonders hart und unbarmherzig zu spüren. Jesus weiß das und ist sich dessen bewusst. Und dennoch überschreitet er diese Wirklichkeit, indem er „in“ ihr oder „hinter“ ihr eine andere Wirklichkeit entdeckt: Die Wirklichkeit des Gottes Israels, der die Armen und Entrechteten besonders liebt und für sie Partei ergreift.

Die Seligpreisung der Armen und die Zusage der Gegenwart der Gottesherrschaft bedingen sich gegenseitig. Nur wer in den zahllosen Armen,

11 Flusser, David, Jesus, Reinbek bei Hamburg<sup>21</sup>1999, 96.

Hungernden und Weinenden der damaligen Welt Gottes geliebte Königskinder zu sehen vermag, kann von Gottes Herrschaftsantritt in der Gegenwart sprechen. Und nur wer mitten in einer Welt voller Konflikte, Ungerechtigkeit und Not den Anbruch des Königtums Gottes zu sehen vermag, kann die Armen, Hungernden und Trostlosen beglückwünschen.

Ob man diesen anderen Blick Jesu auf die Realität der Armen und auf die harte und ungerechte Wirklichkeit „mystisch“ nennen soll? Jedenfalls ist es ein Blick, der – ohne die Realität zu überspringen oder zu verharmlosen – Jesus und jene, die sich von ihm dazu anstiften lassen, befähigt, Gottes Gegenwart und seine Weltliebe nicht nur deduktiv aus dem Zeugnis der Bibel abzuleiten oder theoretisch-theologisch für wahr zu halten, sondern daraus zu leben: Im aufrechten Gang, in der Freiheit von der Sorge, indem sie Brot und Wein, aber auch Hunger und Durst teilen, indem den Blinden die Augen geöffnet und den Lahmen die Hand gereicht wird, damit sie sich auf den Weg machen und in all dem erfahren: Gottes Königtum, sein heilendes, befreiendes und rettendes Handeln ist mitten unter uns.

### *Die Gleichnisse vom Schatz im Acker und vom Senfkorn*

Wie aber ist Jesus dieser andere Blick zuteil geworden? Wie hat er, haben seine Jüngerinnen und Jünger diesen Perspektivenwechsel vollziehen können, der sie dazu befähigte, in der Lebenswirklichkeit der Armen nicht nur den Dreck, die Krankheit, das von Tränen verhärmte Gesicht und den vom Hunger gezeichneten Körper zu sehen, sondern das Ebenbild Gottes? Davon handelt das Gleichnis vom Schatz im Acker (Mt 13,44): „Mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Schatz, der in einem Acker vergraben war. Ein Mann entdeckte ihn, grub ihn aber wieder ein. Und in seiner Freude verkaufte er alles, was er besaß, und kaufte den Acker.“

Am Anfang steht ein Fund. War es eine unerwartete, zufällige Überraschung? Oder ging dem schon eine Suche, eine Sehnsucht voraus, wie es das nachfolgende Gleichnis vom Kaufmann erzählt, der schöne Perlen suchte – und für eine besonders wertvolle alles hergab, was er besaß? Wir wissen es nicht – und müssen es auch nicht wissen. Zur großen Überraschung kommt jedenfalls eine ebenso große Entschlossenheit: Alles auf eine Karte setzen, alles riskieren, alle Sicherheit aufgeben – aus Freude über die bereichernde Entdeckung. Hatte dieser „Fund“ die Gestalt einer Vision, in der Jesus „den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen sah“ (Lk 10,18), wie manche vermuten? Oder ereignete sich dieser Fund in der Begegnung selbst, in der Erfahrung, dass Arme sich nicht mehr über ihre Armut definieren, sondern sich als Gottes geliebte Söhne und Töchter verstehen, dass ihnen die Augen aufgehen für das, was trotz aller Armut möglich ist, dass sie sich aufrichten und sich miteinander auf den Weg machen?

Wäre Letzteres weniger „mystisch“ - oder ebenso eine Form der „cognitio Dei experimentalis“?

Unabhängig von dieser Frage blieb weder Jesus noch den Menschen in seinem Umfeld die Erfahrung erspart, dass solche Aufbrüche die Armut nicht aus der Welt schaffen, dass die Zahl der Hungernden nicht wirklich abnimmt, selbst dann nicht, wenn 5000 satt werden und zwölf Körbe Brot übrig bleiben. Auch dazu erzählt Jesus ein Gleichnis:

„Mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Senfkorn, das ein Mann auf einen Acker säte. Es ist das kleinste von allen Samenkörnern; sobald es aber hochgewachsen ist, ist es größer als alle anderen Gewächse und wird zu einem Baum, so dass die Vögel des Himmels kommen und in seinen Zweigen nisten.“ (Mt 13,31f.)

Quelle für dieses Gleichnis ist die Beobachtung der Natur. Winzige Samen können beeindruckende Pflanzen hervorbringen. Und wieder braucht es kein außeralltägliches spirituelles Widerfahrnis, kein mystisches Spezialwissen, um diese Entdeckung zu machen, sondern es reicht ein anderer Blick, der den kleinen Samen, den unscheinbaren Schritt eines Menschen nicht auf seine Banalität oder Bedeutungslosigkeit festlegt, sondern darin die entscheidende Möglichkeit des Neuanfangs und des Wachstums entdeckt – und mit der Erzählung von dieser Entdeckung genau das bewirkt, wovon sie erzählt: Vom Wachstum, ja vom Quantensprung vom kaum sichtbaren Körnchen zum Gewächs, das auch für andere zum Ort wird, wo Leben möglich ist, wo die Vögel des Himmels nisten können.

### *Dämonenaustreibungen als Zeichen der Gegenwart des Gottesreiches*

Zur Mitte des Wirkens Jesu gehören neben seiner Zusage der Gegenwart Gottes und seinen Reich-Gottes-Gleichnissen auch seine heilende und die Dämonen bannende befreiende Praxis. Im Wort: „Wenn ich aber die Dämonen durch den Finger Gottes austreibe, dann ist doch das Reich Gottes schon zu euch gekommen“ (Lk 11,20//Mt 12,28) verknüpft er seine exorzistische Praxis mit der Gegenwart des Gottesreiches. Auch diese Gotteserfahrung ereignet sich nicht in der Tiefe der von allem anderen abgeschiedenen Seele Jesu und nicht in meditativer Versenkung, sondern in der Begegnung mit Not leidenden, von sich selbst und ihren Mitmenschen, aber auch von Gott entfremdeten Menschen und in Auseinandersetzung mit einer Welt, in der die Menschen lebensfeindliche und widergöttliche Mächte am eigenen Leib erfahren. Ausgerechnet in dieser Situation erfährt Jesus, was die mystische Theologie „Einheitserfahrung“ nennt: Jesus weiß sich ganz und gar in Beschlag genommen von der befreienden Macht Gottes. In diesem Kampf gegen das, was unfrei und krank macht, ist das Ich Jesu eins mit dem Finger Gottes. „Mystik und Widerstand“ (D. Sölle) fallen in diesem Wort, in dieser Praxis Jesu zusammen. Von diesem Selbst- und Sendungsbewusstsein

ist es nur noch ein kleiner Schritt zum mystischen Wort des johanneischen Christus: „Ich und der Vater sind eins“ (Joh 10,30).

Berücksichtigt man in diesem Zusammenhang die sozialgeschichtliche Erkenntnis, dass „Besessenheit“ nicht nur ein individuelles religiöses oder psychologisches Phänomen ist, sondern eine Manifestation oder psychosomatischer Ausdruck politischer Unfreiheit und militärischer Besatzungserfahrung, erschließt das Wort von der Dämonenbannung durch den Finger Gottes nicht nur die politische Dimension der Reich-Gottes-Verkündigung Jesu als Kritik an den herrschenden Verhältnissen, sondern auch die politische Dimension der „Mystik Jesu“.

### *Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?*

Vor diesem Hintergrund ist auch der Kreuzestod Jesu zu sehen. Zwar war Jesus keine politische Messiasfigur. Er hat nicht zur gewaltsamen Herbeiführung der Gottesherrschaft aufgerufen und sich nicht an die Spitze einer antirömischen Aufstandsbewegung gestellt. Seine Gleichnisse, seine Heilungen, die Gemeinschaftsmähler und seine Schar von Freundinnen und Freunden, die mit ihm alles verlassen hatten, um wie er ihr Leben ganz in den Dienst des Reiches Gottes zu stellen, waren friedlich und auf geradezu provokative Art gewaltlos. Aber sie waren alles andere als harmlos. Wer aus der Gewissheit lebt und handelt, dass „Gott allein genügt“ (Teresa von Avila), bzw. dass es um nichts anderes geht als um das Reich Gottes und einem alles andere dazugeschenkt wird, gewinnt eine große innere und äußere Freiheit. Wer Gott nicht erst in Zukunft oder im Jenseits, sondern schon hier und heute als einzigen Herrn bekennt, dem es zu dienen gilt, relativiert alle Herren und Herrschaften. Und wer sich von diesem väterlich-mütterlichen Gott voraussetzungs- und grenzenlos geliebt weiß, lässt sich auch von jenen Stimmen nicht beeindrucken, die diesen Gott instrumentalisieren, um mit religiös-moralischem Druck und falsch verstandener Gottesfurcht die eigenen Interessen durchzusetzen oder lebensfeindliche Normenkorsetts zu legitimieren. Wer alle Sicherheit im Vertrauen auf Gott findet, verliert die Existenzangst und erliegt der Faszination der Macht oder des Geldes nicht mehr. Politische Strukturen und religiöse Konventionen, familiäre Bindungen und Sorge darum, was wir essen und trinken sollen – all dies wird zweitrangig. Eine solche Lebenshaltung irritiert nicht nur, sondern ist höchst subversiv, denn sie unterläuft alle gängigen Mechanismen, die Menschen gefügig und angepasst machen.

Spätestens als Jesus sich aufmachte, um seine Botschaft nach Jerusalem und damit ins Zentrum der religiösen und politischen Machtstrukturen zu tragen, musste er damit rechnen, nicht mehr nur als merkwürdiger Rabbi und Geschichtenerzähler, als heilender Gottesmann, als eigenartiger Wanderphilosoph, als harmloser Irrer oder als Fresser und Säufer, Freund von Zöllnern und Huren,

sondern als Gefahr für Ruhe und Ordnung, Anstand und Sitte wahrgenommen zu werden. Und in der Tat machte man „kurzen Prozess“ und kreuzigte ihn wie einen politischen Aufrührer gegen die Herrschaft des Kaisers. Zu groß war die von ihm ausgehende Bedrohung für das labile Gleichgewicht zwischen jüdischen Autoritäten und dem römischen Statthalter.

Diesen Weg ans Kreuz ging Jesus – so erzählen es die synoptischen Evangelien – bewusst und mit offenen Augen, aber nicht unangefochten. Verrat im engsten Freundeskreis und das äußere Scheitern seiner Reich-Gottes-Mission, mit deren Erfolg noch zu Lebzeiten er anfänglich wohl gerechnet hatte, aber auch die Angst vor Folter, Schmerz und grausamem Tod erschütterten ihn zutiefst. Als letztes Wort des sterbenden Jesus zitiert das Markus-Evangelium den Vers aus dem 22. Psalm: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ und berichtet, er sei mit einem letzten Schrei gestorben (Mk 15,34.37). Jesus starb weder „standhaft wie ein Held“, noch gefasst oder gar in gelassener Zuversicht, wie man sie vielleicht von einem Menschen erwarten würde, der ganz aus der Verbundenheit mit Gott heraus lebt (was dazu führte, dass insbesondere Lk und Joh den Bericht des Mk deutlich abschwächen).

Jesus schreit seine Gottverlassenheit in einen leeren Himmel – und schreit zugleich zu seinem Gott. Auch wenn er sich ihm entzieht und von der Gegenwart der Gottesherrschaft nichts mehr spürbar ist, hält Jesus an seinem Gott fest. So wird deutlich, dass auch das Leiden an Gott, seiner Ohnmacht und seinem Schweigen, die Erfahrung der dunklen Nacht zur Gottese Erfahrung Jesu gehört. Das ist einerseits für jede Leidens- und Kreuzesmystik wichtig, denn es bewahrt davor, Leiden zu verharmlosen und zu vergleichgültigen oder gar zu verklären. Und es bewahrt auch davor zu meinen, ein Mensch, der wirklich Gott vertraue, dürfe seinen Schmerz und seine Gottverlassenheit nicht herausschreien. Aber der Schrei des sterbenden Jesus am Kreuz darf auch von einer Mystik des Lebens und der Auferstehung nicht überhört oder übergangen werden – denn es darf ihr nicht darum gehen, Leiden auszublenden oder zu überspielen. Auch eine Mystik des Lebens muss sich dem ungerechten Tod des Gerechten und dem ohnmächtigen Schweigen Gottes stellen und dieses aushalten.

Auch und gerade, wer wie Jesus in den Gesichtern der Armen, der von der Trauer und vom Hunger gezeichneten das Antlitz Gottes entdeckt, wer achtsam mit den Samenkörnern des Gottesreiches umgeht und sich im Einsatz gegen die Dämonen der Unfreiheit mit Gott eins weiß, entgeht dem Schmerz und der Gottesfinsternis nicht, sondern kann nur hoffen, selbst mitten in dieser Finsternis darauf vertrauen zu können, dass sogar der Gott, der mich in der Stunde des Leidens und des Todes verlässt, „mein Gott“ bleibt.

### 3.3. Von der „Mystik Jesu“ zur „Mystik der Auferstehung“

Obwohl es gute Gründe gäbe, die Spurensuche nach der Mystik Jesu hier abubrechen, sei ein kurzes Wort zur „Mystik der Auferstehung“ angefügt. Wiederum knüpfe ich am Erzählfaden des Markusevangeliums an. Dieses berichtet unmittelbar nach dem Tod Jesu: Als der Hauptmann, der Jesus gegenüberstand, ihn auf diese Weise sterben sah, sagte er: Wahrhaftig, dieser Mensch war Gottes Sohn. (15,39)

In der Sprache der Bibel ist Sohn und Tochter Gottes, wer sich ganz von Gott bestimmen lässt, wer Gott selbst zur Lebensgrundlage hat, so wie ein Kind seine Eltern. Das Bekenntnis des heidnischen Hauptmanns sagt also: An Jesus können wir – bis zu seinem letzten Schrei am Kreuz – ablesen, was es heißt, Gott als Lebensgrundlage zu haben.

Und die Botschaft des Engels an die Frauen am leeren Grab lautet: „Er ist auferstanden. Er ist nicht hier.“ Der Gott, von dem er sich bestimmen ließ, hat ihm seine Lebensgrundlage nicht entzogen, sondern hat ihm unendliches Leben geschenkt. „Er geht euch voraus nach Galiläa. Dort werdet ihr ihn sehen.“ Dabei steht Galiläa einerseits für die befreiende Botschaft und Praxis Jesu, andererseits aber auch für die alltägliche Lebenswelt seiner Jüngerinnen und Jünger: Begegnung mit dem Auferstandenen ereignet sich dort, wo Menschen sich mitten im Alltag von der Botschaft und von der Praxis Jesu anstecken und anstiften lassen und an ihr ablesen, wer Gott ist und wie Gott handelt (Mk 16,1-8).

Der Kolosserhymnus, der wohl rund eine Generation später entstanden ist, bekennt Jesus als „das Bild des unsichtbaren Gottes“ (Kol 1,15). Dieses und ähnliche Bekenntnisse haben schon im Neuen Testament und erst recht im Lauf der Kirchengeschichte zu einer „Vergottung“ Jesu geführt. Man meinte, von Jesus all das sagen zu sollen, von dem man annimmt, es gehöre zum Wesen Gottes: Herrschaft, Heiligkeit, Allmacht, Allgegenwart, Allwissenheit, Königtum, Ewigkeit ...

Die Botschaft der Engel an die Frauen am Grab, das Bekenntnis des heidnischen Hauptmanns unter dem Kreuz, aber auch die Spuren der Gotteserfahrung Jesu, denen wir nachgegangen sind, legen jedoch einen Perspektivenwechsel nahe: Wenn Jesus wirklich „Sohn Gottes“ ist und sich ganz von Gott bestimmen ließ, können wir an ihm und seiner Gotteserfahrung, seiner Gottesverkündigung und seiner Gottesverkörperung ablesen, wie Gott ist. Pietro Selvatico sagt es so<sup>12</sup>:

„Die österlichen Bekehrungserfahrungen brachten eine letzte Gewissheit darüber, was anfanghaft schon zu Lebzeiten Jesu erfahrbar war. Jesu bis in den Tod solidarisches Wirken, insofern es wahrgenommen wurde als getragen von der frappierenden Gotteser-

12 Selvatico, Pietro, Die Auferweckung Jesu – ein Mirakel?, in: Bieberstein, Sabine/Kosch, Daniel (Hg.), Auferstehung hat einen Namen, Luzern 1998, 91.

fahrung Jesu, wurde zur Erschließung und zum Widerfahrnis Gottes selbst. In der Gestalt Jesu verschränkten sich Jesu Solidarität mit der Gegenwart des solidarischen Gottes.“

Wenn wir daran gehen, mit der Aussage ernst zu machen, dass „Jesus das Gleichnis Gottes“ ist<sup>13</sup>, dann verändert das nicht nur unser Gottesbild, sondern auch unsere Vorstellung davon, was es heißt, als Mystikerinnen und Mystiker zu leben, die Gott begegnen und erkennen:

- in den Gesichtern der Armen, Weinenden und Hungernden,
- in den überraschenden Entdeckungen und Möglichkeiten, die uns das Leben zuspield,
- im Widerstand gegen Kräfte und Mechanismen der Unfreiheit,
- in den fast unsichtbaren und kaum fassbaren Samenkörnern einer anderen Welt und eines anderen Lebens,
- im Aushalten von Gottes Abwesenheit, seiner Ohnmacht und seines Schweigens.

#### *4. Die Mystik Jesu als Orientierungshilfe für eine heutige Spiritualität*

##### *4.1. Sehnsucht nach religiöser Erfahrung*

Dass heute in und außerhalb der Kirche das Interesse an Spiritualität so groß, die Sehnsucht und der Hunger nach religiöser Erfahrung fast unstillbar scheinen, hat unterschiedliche Gründe:

- Unmittelbarkeit und existenzielles Bezogensein, aber auch Verwurzelung in einem tragenden Lebensgrund sind zu einem raren Gut geworden.
- Individualisierung und Pluralisierung fordern jeden Menschen heraus, sich seiner selbst zu vergewissern, seine eigene Identität immer wieder neu zu konstruieren und erhöhen damit den Bedarf an Selbstthematierung, gerade auch wo es um Grundfragen des Lebens geht.
- Der angeborene, angelernte und anerzogene Glaube und die oft nur noch äußerliche Kirchenghörigkeit vermitteln kaum mehr Sinn und bieten kaum mehr religiöse Heimat. Jesus als historische Gestalt, die Bibel als altes Buch, Gott als Leerformel für ein höheres Wesen und die Kirche als Organisation sind zu schwach, um tragfähige Antwort zu sein auf die Frage, „was die Welt (und die eigene Existenz) im Innersten zusammenhält“. Prägende Kraft werden sie erst, wo die Gestalt Jesu zum „Du“, der Text zur „Anrede“, Gott zum tragenden „Urgrund des Lebens“, die Lehre

13 Schweizer, Eduard, Jesus, das Gleichnis Gottes. Was wissen wir wirklich vom Leben Jesu?, Göttingen 1995.

zur „inneren Gewissheit“ und die Institution Kirche zur „Gemeinschaft“ werden. Dies entspricht dem Übergang von der äußerlichen, konventionellen, zur innerlichen, mystischen Form des Glaubens, die – um eine Formulierung der mittelalterlichen Mystik aufzunehmen – „Lesemeister“ zu „Lebemeistern“ macht.

#### 4.2. Orientierung an Jesus

In unserer pluralen Welt kann die Rückfrage nach Jesus und nach seiner Art, aus der Erfahrung der Unmittelbarkeit Gottes und aus der Hoffnung auf sein Reich zu leben, ein Katalysator sein, um solche Transformationsprozesse von einer äußerlichen Religion zu einer tragfähigen Spiritualität zu ermöglichen, allerdings nur unter der Voraussetzung, dass Menschen offen sind, sich durch alle Hindernisse historischer Distanz und kirchlicher Übermalung auf die Rückfrage „Wer ist Jesus für uns heute?“ einzulassen. Wie dies geschehen kann, hat Albert Schweitzer am Ende seiner monumentalen „Geschichte der Leben-Jesu-Forschung“ aus dem Jahr 1906 so formuliert<sup>14</sup>:

„Unser Verhältnis zum historischen Jesus muss zugleich ein wahrhaftiges und freies sein. Wir geben der Geschichte ihr Recht und machen uns von seinem Vorstellungsmaterial frei. Aber unter den dahinter stehenden gewaltigen Willen beugen wir uns und suchen ihm in unserer Zeit zu dienen, dass er in der unsrigen zu neuem Leben und Wirken geboren werde und an unserer und der Welt Vollendung arbeite. Darin finden wir das Eins-Sein mit dem unendlichen sittlichen Weltwillen und werden Kinder des Reiches Gottes. ...

Im letzten Grunde ist unser Verhältnis zu Jesus mystischer Art. Keine Persönlichkeit der Vergangenheit kann durch geschichtliche Betrachtung oder durch Erwägungen über ihre autoritative Bedeutung lebendig in die Gegenwart hineingestellt werden. Eine Beziehung zu ihr gewinnen wir erst, wenn wir in der Erkenntnis eines gemeinsamen Wollens mit ihr zusammengeführt werden, eine Klärung, Bereicherung und Belebung unseres Willens in dem ihrigen erfahren und uns selbst in ihr wieder finden. In diesem Sinne ist überhaupt jedes tiefere Verhältnis zwischen Menschen mystischer Art. Unsere Religion, insofern sie sich als spezifisch christliche erweist, ist also nicht so sehr Jesuskult als Jesusmystik.

Nur so schafft Jesus auch Gemeinschaft unter uns. Er tut es nicht als Symbol oder irgend etwas derartiges. Sofern wir untereinander und mit ihm eines Willens sind, das Reich Gottes über alles zu stellen, um diesem Glauben und Hoffen zu dienen, ist Gemeinschaft zwischen ihm und uns und den Menschen aller Geschlechter, die in demselben Gedanken leben und leben. ...

Als ein Unbekannter und Namenloser kommt er zu uns, wie er am Gestade des Sees an jene Männer, die nicht wussten, wer er war, herantrat. Er sagt dasselbe Wort: Du aber folge mir nach! und stellt uns vor die Aufgaben, die er in unserer Zeit lösen muss. Er gebietet. Und denjenigen, welche ihm gehorchen, Weisen und Unweisen, wird er sich

14 Schweitzer, Albert, *Geschichte der Leben-Jesu-Forschung*, Tübingen <sup>9</sup>1984, 628-630.

offenbaren in dem, was sie in seiner Gemeinschaft an Frieden, Wirken, Kämpfen und Leiden erleben dürfen, und als ein unaussprechliches Geheimnis werden wir erfahren, wer er ist.“

#### 4.3. Lernen aus dem biblischen Zeugnis von Jesu Gottunmittelbarkeit

Was wir im Blick auf die Frage nach einer mystischen und zugleich an Jesus orientierten Spiritualität in der Auseinandersetzung mit den biblischen Zeugnissen lernen können, möchte ich im Rückblick auf die bisherigen Überlegungen kurz zusammenfassen:

a) Wie jede andere Gottesrede ist auch mystische Rede von Gott stets an einen geschichtlichen Kontext gebunden. Und wie sie von späteren Lesern und Hörerinnen wahrgenommen und aktualisiert wird, ist ebenfalls von ihren jeweiligen Voraussetzungen und deren Situation abhängig. So, wie die biblischen Texte „von Menschen nach Menschenart“ geschrieben und überliefert wurden, sind auch mystische Texte zeitgebunden und für ihr Verständnis auf eine kontextuelle Lektüre angewiesen.

b) Mystische Texte vermitteln uns nie einen unmittelbaren Zugang zur mystischen Erfahrung oder gar zu Gottes Unmittelbarkeit selbst. Alois M. Haas<sup>15</sup> spricht von der

„notwendige(n) Grundunterscheidung zwischen Erfahrung und interpretierendem Bericht von dieser Erfahrung als eine(r) Quelle von unterschiedlichen Bewertungen ... Denn was haben wir anderes als Texte? Wir haben nicht die Erfahrungen, sondern nur die Texte, in denen uns von ihnen berichtet wird.“

c) Auch die Mystikerin, der Mystiker in der Nachfolge Jesu bleibt – wie Jesus selbst – der *condition humaine* unterworfen. Sein Suchen und Finden, sein Anklopfen und seine Erfahrungen der offenen Tür, sein Bitten und Empfangen sind mitgeprägt von seinen Lebenserfahrungen, vom Glauben jener, die vor ihm gelebt haben, von Gottesgeschichten, die ihm erzählt wurden, von den Gebeten und Liedern, die er mit Müttern und Vätern, Brüdern und Schwestern im Glauben teilte, von den äußeren und inneren Bildern, die sein Denken und Empfinden prägen, von seinen Begegnungen und Konflikten, seinen Erfahrungen und seinen Grenzen. Und wie Jesus sind alle Mystikerinnen und Mystiker der *condition du croyant* unterworfen. Sie leben – mit Paulus gesprochen – im Glauben, nicht im Schauen, und warten mit der ganzen Schöpfung, die in Geburtswehen liegt, sehnsüchtig auf das Offenbarwerden der Söhne und Töchter Gottes und auf Gottes neue Welt.

15 Haas, Alois Maria, Gott leiden – Gott lieben. Zur volkssprachlichen Mystik im Mittelalter, Frankfurt 1989, 27f.

d) Mystik in der Nachfolge Jesu weiß um Armut, Hunger und Tränen. Sie ist solidarisch mit den Leidenden und geht nicht an ihnen vorbei. Sie entdeckt in ihren Gesichtern das Antlitz Gottes und ihren Kämpfen für Gerechtigkeit und ein Leben in Würde den leidenschaftlichen Einsatz Gottes für einen neuen Himmel und eine neue Erde ohne Trauer und ohne Klage, ohne Tränen und ohne Mühsal, ohne jedoch die Realität aus den Augen zu verlieren.

e) Jesuanische Mystik ist kämpferisch und widerständig. Sie findet sich nicht ab mit der Unfreiheit und den Verstrickungen der Menschen in ungesunde Abhängigkeiten und Bindungen, in scheinbar unveränderliche Sachzwänge und Machtverhältnisse. Sie kämpft dafür, dass verletzte und traumatisierte Menschen sich gegenüber den Gewalterfahrungen und den Bildern, die diese in ihren Seelen hinterlassen haben, abgrenzen können, dass die Dämonen ausgetrieben werden und sie ihre innere Freiheit und Selbstkontrolle wiedererlangen.

f) Mystik auf der Spur der Gleichnisse Jesu braucht kein mystisches Spezialwissen, sondern knüpft an Erfahrungen, Bilder und Geschichten an, die allen zugänglich sind:

- Die Geschichte vom Schatzfund und die Beobachtung der Samen und des Sämanns,
- die Erfahrung, dass geteiltes Brot sättigt und nicht nur den Leib, sondern auch die Seele nährt,
- das Vertrauen, dass die Liebe der Mütter und Väter gerade den schwierigen Sorgenkindern gelten,
- aber auch das Wissen, dass der Samen nur dort aufgeht und Frucht trägt, wo die Bodenbeschaffenheit stimmt,

all dies braucht kein religiöses Geheimwissen und ist nicht nur den Weisen und theologisch Gebildeten, sondern auch den ganz gewöhnlichen Leuten zugänglich. Aber es braucht den geübten und geschärften Blick für Lebensvorgänge, die genauso alltäglich wie wunderbar, genauso überraschend wie bekannt, genauso tief in der Glaubensgeschichte Israels verwurzelt wie universal, genauso menschlich und irdisch wie göttlich sind.

g) Jesuanische Mystik verortet die Erfahrung der Einheit mit Gott nicht nur in der inwendigen Schau Gottes, sondern in der Erfahrung und Praxis der Solidarität. Diese Einheit mit Gott im Handeln schließt auch die Solidarität mit dem ohnmächtigen und leidenden Gott ein. Sie hält auch dort an der Liebe, an der Hoffnung und am Vertrauen fest, wo dies aussichtslos, ja widersinnig scheint und nach menschlichem Ermessen nur noch vom Scheitern und von der Abwesenheit Gottes gesprochen werden kann.

#### *4.4. Orientierung an der Mystik Jesu im interreligiösen Kontext*

Im Hinblick auf die heutige Glaubenssituation, die vom religiösen Pluralismus und vom interreligiösen Dialog geprägt ist und in der auch viele Christinnen und Christen nur über den (Um)Weg außerchristlicher religiöser Traditionen und spiritueller Lernwege zu eigener Erfahrung der Gegenwart des Göttlichen in der Tiefe der eigenen Existenz und in der Welt finden, möchte ich mit zwei nur auf den ersten Blick widersprüchlichen Bemerkungen zur Erschließungskraft dieser jesuanischen Mystik schließen:

Von der grenzüberschreitenden und an keinerlei exklusive Voraussetzungen gebundenen Eigenart der Mystik Jesu her ist es keineswegs notwendig zu behaupten, diese sei „ausschließlich“ jesuanisch und christlich oder übertreffe alle anderen Erscheinungsweisen der Unmittelbarkeit zu Gott. Anzuerkennen, dass es in anderen Religionen und spirituellen Traditionen ähnliche, ja sogar gleichartige Erfahrungen gibt, verringert den Stellenwert und die lebensfördernde Kraft der von Jesus verkörperten und verkündigten Nähe Gottes in keiner Weise.

In der Auseinandersetzung mit den unterschiedlichsten Traditionen und Formen, wie der Mensch zur Einheit mit Gott findet und wie sich diese Einheitserfahrung auf die Lebensgestaltung auswirkt, hat die Erinnerung an die Einheit Jesu mit seinem Abba-Gott und die davon ausgehende Lebensmacht eine kritische, unterscheidende Kraft. Ob eine mystische Einheitserfahrung sich wirklich einer Begegnung mit dem „Gott des Lebens“ verdankt, erweist sich daran, ob sie dazu ermutigt und befähigt, sich im Geist Jesu mit all jenen Menschen und Bewegungen zu verbünden, die leidenschaftlich dafür eintreten, dass Ungerechtigkeit, Not und Leiden nicht das letzte Wort haben und die entgegen dem äußeren Anschein dafür eintreten, dass für alle genug Leben da ist – und zwar nicht erst in der Zukunft oder in einem besseren Jenseits, sondern schon hier und jetzt.